Bezugs-Preis

in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 181. **Freitag** den 9. April 1897. **91. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 9. April.

Die Erklärung des **Wolff'schen Telegraphen-Bureaus**, daß seine falsche Nachricht über den **Geburtstagsglückwunsch des Kaisers an den Fürsten Bismarck** von dem Hofrath de Grahl herrühre, veranlaßt die „Hamb. Nachr." zu folgender Auslassung:

„Vielleicht erkundigt sich die Continental-Telegraphen-Compagnie bei Herrn de Grahl auch noch danach, von wem er die falsche Nachricht „erhalten" hat, und theilt die Antwort darauf dann ebenfalls öffentlich mit. Daß Herr de Grahl sich die Sache aus den Fingern gesogen haben sollte, wird doch kaum anzunehmen sein, und es ist daher begreiflich, wenn man die wirklichen Urheber der Mystification kennen zu lernen wünscht. Herr de Grahl dürfte von der öffentlichen Meinung einstweilen nur als bouc émissaire betrachtet werden und eine Suche nach seinen „Hintermännern" wird schwerlich ausbleiben. Auf der Continental-Telegraphen-Compagnie scheint überhaupt neuerdings nicht Alles mit rechten Dingen zuzugehen. So hielt es dies Bureau, das doch officiös bis auf die Knochen ist und de facto in einem Abhängigkeitsverhältniß zur Regierung steht, neulich für seines Dienstes, den Schlußsatz eines Leitartikels der „Hamburger Nachrichten", welcher unentschlossene, ängstliche Minister als ungeeignet zur Lösung der ihnen gestellten Aufgabe bezeichnete und ihre Entlassung anrieth, telegraphisch weiter zu verbreiten, was, wie wir hören, in den betreffenden Kreisen zu Kundgebungen der Verwirrung und des Mißtrauens geführt haben soll, die für den unbetheiligten Zuschauer nicht der Ergötzlichkeit entbehrt hätten. Ferner lesen wir im „Braunschweigischen Tageblatt", das officiöse Telegraphenbureau sei mit seiner falschen Nachricht über das angebliche Glückwunschtelegramm „das Opfer der Intrigue einer Stelle geworden, von der nicht zum ersten Male derartige Manöver ausgegangen seien, die nur die eine Wirkung hätten haben können und wohl auch darauf berechnet gewesen wären, den Kaiser und den Fürsten Bismarck gleichzeitig zu verletzen." Es besteht zweifellos ein öffentliches Interesse daran, diese intriguante „Stelle" näher kennen zu lernen und die Continental-Telegraphen-Compagnie wird gewiß nicht verfehlen, die Spur der Uebelthäter über Herrn de Grahl hinaus zu verfolgen."

Wir bezweifeln nicht, daß das Wolff'sche Bureau, das in der Angelegenheit der angeblichen Kaiserdepesche offenbar ebensowenig in einem Abhängigkeitsverhältnisse zur Regierung sich befunden hat, wie bei der Verbreitung des Schlußsatzes eines Leitartikels der „Hamb. Nachr.", nicht minder gern als dieses Blatt die Quelle kennen lernen möchte, aus der Herr de Grahl seine Falschmeldung geschöpft hat; denn es muß einer Anstalt von solcher Bedeutung daran liegen, auch die „Hintermänner" ihrer Berichterstatter auf ihre Zuverlässigkeit prüfen zu können. Aber schwerlich hat das Bureau ein Mittel in der Hand, Herrn de Grahl zum Reden zu bringen. Daß sein „Hintermann" nicht Herr v. Tausch ist, versteht sich von selbst, denn der sitzt hinter Schloß und Riegel. Aber jedenfalls ist es ein Mann, der, wie Herr v. Tausch, sich auf allerhand Schliche versteht. Das geht schon daraus hervor, daß er seine Nachricht Herrn de Grahl gegenüber als aus Hamburg stammend bezeichnete und sie auch dann noch nicht widerrief, als begründete Zweifel an ihrer Richtigkeit laut wurden. Es liegt also die Vermuthung nahe, der dunkle Ehrenmann habe die Absicht gehabt, den Fürsten Bismarck in den Augen des Kaisers als den Urheber der Falschmeldung erscheinen zu lassen, und zwar als Urheber mit der Absicht, den Kaiser zu einem Dementi der Nachricht zu nöthigen. Einen Theil seiner Absicht scheint der dunkle Hintermann, wenn man einen Schluß aus den Andeutungen einiger Blätter ziehen darf, auch erreicht und dadurch die Verstimmung des Kaisers gegen den Fürsten noch verstärkt zu haben. Wer nun den meisten Anlaß hat, nach dem Hintermanne des Herrn de Grahl zu forschen und der ganzen nichtswürdigen Intrigue — denn um eine solche handelt es sich ganz zweifellos — auf den Grund zu gehen, braucht wohl kaum gesagt zu werden. Der Erfolg eines energischen Schrittes würde überall mit Freuden begrüßt werden.

Gestern ist das **preußische Abgeordnetenhaus** dem Reichstage in die Ferien nachgefolgt. Seine bisherige Thätigkeit verdient außerhalb Preußens hauptsächlich deshalb Beachtung, weil sie das lebhafteste Argument für die Diäten-Gewährung an die Reichstagsabgeordneten, die ja auch in diesem Jahre wieder verlangt worden ist, in seiner ganzen Nichtigkeit zeigt. Man sagt und schreibt und schreibt und sagt unaufhörlich: Die Arbeiten des Reichstags schreiten nicht fort, weil die ewige Beschlußunfähigkeit die Beendigung endloser unnützer Debatten unmöglich macht; die Beschlußunfähigkeit aber ist eine Folge der Diätenlosigkeit. Nun, die preußischen Abgeordneten beziehen Diäten, der Etat ist ihnen Mitte Januar zugegangen, und gestern sind die Herren nach Hause gereist, ohne auch nur die zweite Lesung des Etats, der verfassungsmäßig am 1. April Gesetz sein soll, beendigt zu haben. Er wird nach der Osterpause ungefähr noch eine vierwöchige Berathung in Anspruch nehmen, und dann kommt erst das Herrenhaus, so daß bis in den Juni ordnungswidrig verwaltet werden muß. Es ist richtig, daß durch die Lehrer- und dann die Richterbesoldungsvorlage, sowie durch die allgemeine Gehälteraufbesserung die Durchberathung des Etats eine natürliche Verzögerung erfahren hat, aber der Landtag ist hauptsächlich mit Rücksicht auf diese Mehrarbeit viel früher einberufen worden, als gewöhnlich. Für die unerhörte Verschleppung der Angelegenheit des Staatshaushaltes liegt also keine Entschuldigung vor. Die Diäten haben den Geschäftsgang nicht im Mindesten gefördert. Wie es mit der Beschlußfähigkeit im Allgemeinen bestellt war, darüber fehlen zuverlässige Angaben. Was sie in der Regel vorhanden, um so schlimmer für Herrn Richter, der doch alles Uebel im Reichstag von der Diätenlosigkeit herleitet. Denn dann können nur die Tagegelder die Anregung zu der Verzögerung dieser verfassungsgemäß dringlichen Arbeiten geboten haben. War die Beschlußfähigkeit nicht vorhanden, so ist sie in einem Diäten beziehenden Reichstag ebensowenig zu erwarten, wie unter den heutigen Verhältnissen. Früher war der Reichstag viel besser besucht und das Abgeordnetenhaus arbeitete rascher. Der Diätenbezug und die Diätenlosigkeit entscheiden also nicht, sondern der Grad des Pflichtgefühls der Abgeordneten und wohl auch die Stärke des parlamentarischen Interesses, die ihrerseits von dem Verhalten der Regierenden zur Volksvertretung nicht unabhängig ist. Angesichts der Geschäftslage im Abgeordnetenhause und des preußischen Diätengesetzes wagt die ultramontane Presse eine Ungeheuerlichkeit, wenn sie den „Verdacht" ausspricht, der preußischen Regierung sei der Zustand der Diätenlosigkeit im Reiche und der Diätengewährung in Preußen sehr erwünscht, weil er den preußischen Inhabern von Doppelmandaten den Aufenthalt in Berlin im Vergleiche zu nichtpreußischen Reichstagsabgeordneten erleichtere und dadurch den preußischen Einfluß auf die Reichstagsgeschäfte stärke. Die preußischen Landtagsabgeordneten können bekanntlich ihre Diäten beziehen, gleichviel ob sie in Berlin anwesend sind oder nicht; wer die entschädigte Mandatsausübung unterlassen zu dürfen glaubt, kommt ganz gewiß deshalb nicht nach Berlin, um seinen Reichstagsplatz ohne Entschädigung auszufüllen. Behauptet wurde allerdings im vorigen Jahre ein Zusammenhang zwischen verlängerter Reichstags- und verlängerter Landtagstagung. Aber die Regierung, die wohl wußte, daß die Maßnahme keine Garantie für die Beschlußfähigkeit des Reichstags bietet, konnte sie deshalb, abgesehen von den Verfassungsbedenken, unmöglich im Hinblick auf die preußischen Diäten getroffen haben. Wer eine Pflicht versäumt, kann auch zwei Pflichten versäumen, das ist ein einfaches Exempel, auf das die Berliner parlamentarische Erfahrung alltäglich die Probe macht. Die „Beschlußfähigkeit" des preußischen Abgeordnetenhauses, so viel ist sicher, beruht nicht auf den Diäten, sondern auf der allen Parteien gemeinsamen Scheu, die Abstentionisten reichlich entschädigter Collegen so häufig feststellen zu lassen, wie es im Reichstag geschieht oder doch droht. Das Abgeordnetenhaus, um das hinzuzufügen, hat bis zu den Ferien außer den erwähnten Besoldungsvorlagen ein Convertirungsgesetz, ein Gesetz, welches eine alljährliche Schuldentilgung vorschreibt, und eine Gewerbeordnung für die Provinz Hessen-Nassau erledigt.

Gestern hat, wie gemeldet, der Gemeinderath der kaiserlichen Haupt- und Residenzstadt **Oesterreichs** den Antisemitenführer Dr. Lueger mit großer Mehrheit zum ersten Bürgermeister gewählt. Unmittelbar nach der Wahl sagte Lueger in einer Ansprache, seine Leitsterne seien Liebe und Treue zum deutschen Volke, dem österreichischen Vaterlande und zur christlichen Religion. Sein vorjähriger Verzicht sei der Ausdruck der Treue zum Monarchen gewesen, irgendwelche Versprechungen seien damals weder verlangt noch gegeben worden. Das muß stimmen, denn Lueger, dessen Wahl vom Kaiser wegen seines Parteifanatismus und seines aller Gesittung und allem Anstande Hohn sprechenden Demagogenthums passirt wurde, ist bis heute der Alte geblieben. So müßte man erwarten, daß die kaiserliche Bestätigung ihm auch diesmal versagt bleibt. Indessen, die Zeiten haben sich geändert, der Liberalismus liegt in den letzten Zügen am Boden, im Abgeordnetenhause bilden die Jungtschechen unter Verleugnung ihrer radicalen Vergangenheit mit Polen und Klerikalen eine compacte Mehrheit und der Kaiser hat beim Empfang des von dieser Majorität gewählten Präsidiums seine Befriedigung über die Wahl ausgesprochen, so daß er schwerlich über die Erhebung Lueger's, der die slawisch-klerikale Aera eifrig mit hat heraufführen helfen, auf den Bürgermeisterthron der Stadt Wien seine Nichtbefriedigung aussprechen wird. Nur eins könnte zu Bedenken Anlaß geben. Man denkt nämlich in Lueger'schen Kreisen, wie es fast den Anschein hat, ernstlich daran, eine Frontveränderung in dem Sinne vorzunehmen, daß sich Lueger als Führer des Deutschthums gegen die Slawen aufspielen will. Sein Organ, die „Deutsche Zeitung", sagt: „Der ganze Bau, den Lueger in jahrelanger mühevoller Arbeit aufgerichtet, würde zusammenstürzen, wenn er einem slawisch-klerikalen Regierungsring als Stütze diente." Das Blatt erwartet von den Christlich-Socialen sogar einen Frontwechsel und Bekämpfung der Klerikalen; alsdann würden die auf antisemitischer, socialreformerischer Grundlage stehenden Parteien dereinst als die berufenen Vertreter deutschen Bürgerthums den Grundstock für eine Mehrheit im Reichsrath bilden, die den Deutschen in Oesterreich wieder den ihnen gebührenden Rang anweist. Das kann ja eine Drohung sein, für den Fall, daß Badeni wider allgemeines Erwarten die Bestätigung Dr. Lueger's nicht befürworten würde; es kann aber auch ernst gemeint sein — dann würde eine neue und recht seltsame Parteigruppirung in Oesterreich nicht außer dem Bereich der Möglichkeit liegen. Alle Deutschen, abgesehen von den Klerikalen, von Kronawetter bis Lueger und Schönerer im Kampf gegen Slawenthum und Klerikale in Oesterreich vereinigt — das wäre, meint die „Nat.-Ztg.", allerdings ein Traum ganz besonderer Art! An seine Realisirung glauben wir nicht.

In der **orientalischen** Angelegenheit wird noch immer verhandelt, verhandelt ohne Unterlaß. Einer der letzten Gegenstände des Gedankenaustausches zwischen den Cabinetten scheint der russische Vorschlag eines kretischen Plebiscits nach vorhergegangener Zurückziehung der griechischen Truppen von der Insel gewesen zu sein. Der Vorschlag fand aus naheliegenden Gründen keinen allgemeinen Anklang. Jetzt ist die Gouverneurfrage auf dem Tapet; die Türkei drängt auf ihre Erledigung. Mit alledem aber ist zur Verhütung einer schlimmen Eventualität an der gefährlichsten Stelle, nämlich an der thessalischen Grenze, nichts gethan. Die identische Note, welche den etwaigen „Angreifer" warnte, hat in Athen keinen tieferen Eindruck hervorgebracht, und je länger die Blockade des Piräus hinausgeschoben wird, desto geringer wird die Furcht vor ihr. Das ist der höchst problematische Effect des diplomatischen Bezirzspiels, das die Mächte untereinander aufführen — im Namen und unter dem Scheine ihrer unverbrüchlichen Gemeinsamkeit. Diese durch Griechenlands Vorgehen geschaffene diplomatische Lage wird durch eine Zuschrift an die „Frkf. Ztg.", welche das Blatt als von gut unterrichteter Seite stammend bezeichnet, in bemerkenswerther Weise charakterisirt:

„Die unmerkliche, aber hartnäckige Consequenz, mit der die Großmächte an der Blockade griechischer Häfen festhalten, versteht sich an dem Gedanken, findet ihr wohlverdientes Widerspiel in dem edlen Trotz, den Griechenland den ihm täglich von der europäischen Presse in Dur und Moll vorgelungenen Bußpsalmen entgegensetzt. Gegen erstere Verluste können sich die Griechen bei den unberechtigten Eigenthümlichkeiten ihrer Verhältnisse so gemütlich gefeit glauben. Denn auch schlimmsten Falls, wenn sie nämlich wirklich von den Türken die Hiebe kriegen, wonach ihnen das Fell juckt, haben sie eine Gebietsverkleinerung kaum zu befürchten und behalten unter allen Umständen die Möglichkeit, ihre Paradorolle als unterdrücktes Culturvolk mit noch wirksamerem Pathos als bisher durchzuführen. Nebenbei wissen die schlauen Hellenen ganz gut, daß die erste Macht, für die, abgesehen von der Türkei, beim Ausbrechen des langsam schwelenden Brandes im Orient Lebensinteressen auf dem Spiele stehen, — Rußland sein würde, und dasselbe weiß man in London. So abenteuerlustig, um die russischen Erbrechte am goldenen Horn offen anzufechten, sind die englischen Staats- und Geschäftsmänner nicht. Wenn aber der Hellenismus zum enfant terrible wird, das unplötzlich anfängt, der gesammten slawischen Welt auf der Nase herumzutanzen, so darf man sich in Downingstreet und in einer stillen Villa an der Côte d'Azur schon den Luxus erlauben, dieses Punchinellespiel mit sorgfältig verhehlter Schadenfreude zu betrachten. Umsomehr, als eine Störung des Vergnügens durch Frankreich nicht befürchtet zu werden braucht, seitdem ein Meister der Menschenbehandlung nach Paris gegangen ist, um Herrn Hanotaux das Grusseln zu lehren. Die lustigen Tanzgestalten griechischer Zukunftshoffnungen, die gegenwärtig um die Dardanellen und den Bosporus schweben, besorgen Englands Geschäfte so gut wie ein Panzergeschwader: den nordischen Beiseiten der Hagia Sophia wird dadurch der Anmarsch erschwert. Rußland möchte vielleicht im Ernstfall nicht blos über die Türkei, sondern auch über den Leichnam des Panhellenenthums hinwegschreiten, und man rechnet damit, das werde dem friedlich-milden Sinne des Zaren als trop de cadavre erscheinen. So kann in den

---

Feuilleton.

Sneewittchen.

8] Roman von A. J. Mordtmann.

Nachdruck verboten.

Wesentlich beruhigt durch den Verlauf dieses Theils der Unterredung, schloß Frau Delmar:

„Wir werden also nicht entbehren, aber ein wenig einschränken müssen wir uns doch. Und da habe ich gemeint, wir könnten gleich einen guten Anfang machen, indem wir unsere Gesellschaft für nächsten Donnerstag absagen."

„Das würde ich nicht thun, Mama," sagte lebhaft die älteste Tochter Ellen. „Erstens ist es doch nicht so schlimm; und zweitens würde es sehr schlecht aussehen und könnte Manchen abschrecken . . ." sie warf einen etwas spöttischen Blick auf ihre jüngere und hübschere Schwester Alice.

Diese nahm kampflustig den hingeworfenen Fehdehandschuh auf.

„Aengstige Dich nicht, Ellen," versetzte sie. „Der Fisch sitzt fest an der Angel und reißt sich nicht mehr los."

„Wie Du nur wieder burschikos redest!" schalt die Mutter. „Diese Manieren, die gar nicht für ein junges Mädchen passen, solltest Du doch endlich einmal ablegen."

„Ja warum denn? Ich finde sie sehr angenehm, und was in Amerika erlaubt ist, kann doch hier nicht verpönt sein."

„Man ist hier strenger, das solltest Du doch wissen. Es hat mir schon oft Leid gethan . . ."

„Daß wir so lange bei Großpapa gelebt haben?" unterbrach Ellen unehrerbietig die Mutter. „Das hast Du schon oft gesagt, und es wird darum doch nicht anders."

„Leider. Wenn ich denke, wie Ihr früher . . ."

„Aber Mama, so laß doch nur jetzt das ewige Predigen", fuhr nun auch Alice dazwischen. „Wir haben jetzt an andere Dinge zu denken. Wenn Du die Donnerstags-Gesellschaft absagst, so fürchte ich nur eins."

„Was denn? sprich es nur aus."

„Ja, mein Gott, ich weiß immer nicht, ob ich nicht Anstoß bei Dir erregen, wenn ich frei und deutlich von den Dingen rede, wie sie sind."

Frau Delmar seufzte; ihr deutsches Gemüth konnte die geschäftsmäßige Art zu denken und zu reden, die ihre Töchter sich in Amerika angewöhnt hatten, nicht ertragen, und doch war sie zu schwach, ihr ernstlich entgegen zu kämpfen. So war sie bei den kleinen Streitigkeiten, die aus dieser verschiedenartigen Lebensanschauung entsprangen, immer der unterliegende Theil. „So laß hören, was Du meinst" sagte sie resignirt.

„Es wäre für uns ein großer Glücksfall, wenn Anna heirathete, nicht wahr?" fragte Alice.

„In gewissem Sinne ja", antwortete die Mutter. „Aber ich sähe sie ungern aus dem Hause gehen."

„Nun ja doch", versetzte Alice ärgerlich und ungeduldig. „Wir wissen schon, daß sie Dein Ideal ist, weil Du in ihr findest, was Du bei uns vergebens suchst. Aber Du kannst sie doch nicht immer bei Dir behalten."

„Wenn sie nicht heirathet, warum nicht?"

„Das ist es ja eben. Es ist ein Bewerber in Sicht. Der junge Mauvillon beschäftigt sich auffallend viel mit ihr — Du weißt, der Neffe der Firma."

„Paul Mauvillon? Unmöglich?"

„Warum unmöglich?"

„Er ist doch mit Helene Friedrichsen verlobt?"

„Gewesen, Mama. Die Sache ist zurückgegangen — natürlich — da Helene kein Geld mehr hat."

„Nun, und Anna?"

„Er wird glauben, daß sie Geld hat."

„So muß man ihn enttäuschen."

„Beste Mama, Du bist wirklich entsetzlich in Deiner himmelschreienden Gutmüthigkeit. Wenn der junge Mensch nach Geld heirathet und sieht sich nachher getäuscht, so geschieht ihm doch ganz recht. Die Beiden müssen zusammengebracht werden, und darum müssen wir die Gesellschaft geben."

„Sie können auch anderswo zusammen kommen."

„Aber nicht so gut. Und bei uns können wir es am besten einrichten, daß sie ungestört bleiben."

Beide Schwestern trugen wie immer den Sieg über die Bedenken ihrer Mutter davon. Aber diesmal war der Sieg doch nur ein äußerlicher. Denn Frau Delmar war entschlossen, die bevorstehende Gesellschaft in ganz anderem Sinne zu benutzen, als in der Absicht ihrer Töchter lag. Bei ihr stand der Entschluß fest, daß Paul nicht getäuscht werden sollte. Sie wollte zunächst beobachten, was an den Angaben ihrer Töchter Wahres sei, und dann die entsprechende Warnung und Abkühlung eintreten lassen.

„Du hättest der Mama nichts verrathen sollen," sagte Ellen, als ihre Mutter das Zimmer verlassen hatte. „Du kennst doch ihre altväterischen Schrullen."

„Ja, aber die Gesellschaft war gefährdet," vertheidigte sich Alice. „Darum mußte ich mein schweres Geschütz auffahren."

„Es war nicht nöthig," beharrte Ellen. „Paul Mauvillon wird auch ohnedies Gelegenheit finden, sich Anna zu nähern."

„Je länger er sie sieht, desto weniger anziehend wird sie ihm vorkommen."

„Nun also — was kann die Gesellschaft dann nützen?"

Alice brach in zorniges Lachen aus.

„Wirklich, Ellen, ich möchte an Dir verzweifeln!" rief sie. „Du weißt also nicht, wie die Salontoilette auf die meisten Männer wirkt? Ich möchte wetten, nicht die Hälfte aller Heirathen in der feinen Welt käme zu Stande, wenn die Herren ihre Auserwählte nur immer im Hauskleide sähen."

„Die Mama hat schon Recht, Alice, Du bist sehr cynisch. Ich mag Dich gar nicht so reden hören."

„Anna ist nicht schön," fuhr Alice unbeirrt fort; „aber sie hat einen hübschen weißen Hals und Nacken, und ein Gesellschaftskleid steht ihr prächtig. Das wird Herrn Paul Mauvillon mindestens nicht abschrecken."

Ellen mußte unwillkürlich lächeln. Aber sie gab ihrer weltklugen Schwester Recht; beide fanden die „praktischen" Gesichtspuncte, von denen aus sie die ganze Angelegenheit betrachteten, so natürlich, daß sie für die spießbürgerlichen Bedenken ihrer Mutter nur ein verächtliches Mitleid hatten.

Während die beiden Schwestern solche Pläne für ihre Cousine schmiedeten, hatte diese selbst ein ernstes Verhör bei ihrer Tante zu bestehen. Stockend und erröthend bekannte sie, daß Paul Mauvillon, seitdem er sie zuerst bei Friedrichsens gesehen hatte, ihr mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit begegnet sei, die kaum noch als leere Galanterie angesehen werden könne. Und auf die Frage der Tante, wie denn Anna selbst über den jungen Mauvillon denke, antwortete sie offen, daß sie seine Aufmerksamkeiten gern sähe.

Frau Delmar seufzte wiederum. Dies Bekenntniß stürzte sie in ein Meer von Zweifeln; aber mehr und mehr neigte sie der Meinung ihrer Töchter zu, daß es nicht wohlgethan sein würde, in die Entwickelung des beginnenden Verhältnisses mit störender Hand einzugreifen. Sie wollte zuvörderst beobachten, und dazu war die Donnerstagsgesellschaft eben recht.

Diesem Vorsatze getreu verfolgte Frau Delmar, als die Gäste anfingen, einzutreffen, den jungen Herrn Mauvillon, der zugleich mit seinen beiden Oheimen erschien, mit besonderer Aufmerksamkeit. Einiges Unbehagen verursachte es ihr, daß Paul von den beiden Fräulein Friedrichsen mit kältester Zurückhaltung, von Herrn Doctor Zarnow mit einer unhöflichen Nichtachtung behandelt wurde, die geradezu beleidigte. Wie unangenehm war es, daß auch Andere die gleiche Beobachtung machen mußten, daß es auch Anderen nicht entgehen konnte, daß Paul unmittelbar darauf bei Anna einen Platz einnahm, den er dann fast während des ganzen Abends mit großer Hartnäckigkeit behauptete.

Alice hatte mit weiblichem Scharfblick richtig geurtheilt. Die Gesellschaftstoilette kleidete Anna wirklich gut und ließ sie nicht so reizlos erscheinen, wie in der Alltagsgewandung. Paul war erfahren genug, um zu wissen, daß, wenn er diese Wahrnehmung in ein Compliment kleidete, Anna darin so wenig eine Beleidigung finden würde, wie jedes andere lebende Weib.

Nachdem beide einige gleichgiltige Redensarten gewechselt hatten, wobei Anna mit einigem Herzklopfen bemerkte, daß Paul's Augen eine bei Weitem beredtere Sprache führten als seine Lippen, kam das Gespräch auf das Theater. Anna fragte ihren Verehrer, ob er schon etwas von den Absichten des Stadttheater-Directors für die kommende Saison gehört habe; er antwortete mit Absicht so zerstreut und wunderlich, daß sie lachte und sich neckend erkundigte, woran er denke.

„O, meine Gedanken waren nicht weit, Fräulein Reichwitz", antwortete Paul mit einem beredten Blick. „Aber nicht gerade beim Theater. An meiner Zerstreutheit sind Sie schuld."

„Eine bequeme Ausrede!" spottete Anna. „Aber wie kann man ungalante Unaufmerksamkeit besser entschuldigen als durch eine galante Ausrede?"

„Sie wollen doch nicht, daß ich mich gegen diese Bosheit vertheidige? Seit ich Sie heute gesehen habe, existiren andere Dinge und Personen für mich nicht mehr. Und Sie wissen es ganz gut."

„Wie oft mögen Sie Aehnliches zu meiner Freundin Helene gesagt haben?"

„Nicht ein einziges Mal," betheuerte Paul. „Vielleicht hätte ich es gethan, wenn sie verstünde, sich mit solchem Geschmack zu kleiden wie Sie."

Nun wußte freilich Paul so gut, wie es Anna wußte, daß Helene Friedrichsen sich stets mit tadellosem Geschmack

SLUB
Wir führen Wissen.